Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1945-1946)

Artikel: Herman Hesses politische Aufsätze und Gedichte
Autor: Wüstenberg, H.L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759187

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HERMANN HESSES POLITISCHE AUFSÄTZE UND GEDICHTE

VON H. L. WÜSTENBERG

Wenn man das vielbändige und vielschichtige Werk des Dichters Hermann Hesse auf seine Stellungnahme zum Krieg und dessen Problematik hin betrachtet, so nimmt man einmal wahr, daß diesen Fragen nur rund hundert Seiten Prosa und knapp zwei Dutzend Gedichte gewidmet sind. Ferner fällt auf, daß diese Aufsätze und Gedichte sich eigentlich nie mit konkreten Vorkommnissen oder präzise formulierten Komplexen des Themas befassen, sondern immer nehmen sie nur irgendwie vom Rande her an den Ereignissen teil. Doch immer wieder wird man überrascht von dem sittlichen Verantwortungsgefühl dem allgemein Menschlichen gegenüber und der Innerlichkeit, mit der dieser Dichter sich äußert.

So entsteht in den ersten Septembertagen des Jahres 1914, nachdem sehr viele der intellektuellen Schönredner der Humanität plötzlich dem «Furor teutonicus» verfallen waren, der bekenntnishafte Aufruf: «O Freunde, nicht diese Töne!» Hier meldet sich «Die Stimme eines Menschen» zum erstenmal im Lärm des Krieges und im Streit der Meinungen sehr vernehmlich und entschieden an. Es heißt hier:

«Aber die andern alle, die sonst mit mehr oder weniger Bewußtsein am übernationalen Bau der Kultur tätig gewesen sind und jetzt plötzlich den Krieg ins Reich des Geistes hinübertragen wollen, die begehen ein Unrecht und einen groben Denkfehler. Sie haben so lange der Menschheit gedient und an das Vorhandensein einer übernationalen Menschheitsidee geglaubt, als dieser Idee kein grobes Geschehen widersprach, als es bequem und selbstverständlich war, so zu denken und zu tun. Jetzt, wo es zur Arbeit, zur Gefahr, zum Sein oder Nichtsein wird, an jener größten aller Ideen festzuhalten, jetzt kneifen sie aus und singen den Ton, den der Nachbar gern hört.»

Wenige Wochen später entsteht, während die andern alle, von denen hier gesprochen wurde, ihre Kampf- und Siegeslieder singen und deklamieren, das sehnsuchtsvolle Gedicht «Frieden»:

Sei willkommen einst,
Erste Friedensnacht,
Milder Stern, wann endlich du erscheinst
Ueberm Feuerdampf der letzten Schlacht.

Dir entgegen blickt
Jede Nacht mein Traum,
Ungeduldig rege Hoffnung pflückt
Ahnend schon die goldne Frucht vom Baum.

Sei willkommen einst,
Wenn aus Blut und Not
Du am Erdenhimmel uns erscheinst,
Einer andern Zukunft Morgenrot!

Wo findet man im Herbst 1914 solch eine edle, menschliche Haltung unter den führenden europäischen Geistern? Es sind nur wenige im eigenen Volk und nur einige in den andern Völkern, die diese Stimme vernehmen. Ja, vielleicht war es nur ein einziger, der diese Stimme wirklich hörte und diesem Ruf Antwort gab: *Romain Rolland.* Politisch in dem Aufsatz «Au dessus de la Mêlée», dichterisch in dem Roman «Clerambault», der Geschichte eines freien Gewissens im Kriege! In diesem Roman verfällt ein sinniger Idylliker der Massenpsychose des Krieges. Dieser Clerambault, der bislang immer die kleinen, schönen und liebenswerten Dinge, die allen Menschen gemeinsam waren, besungen hat, wird zum haßerfüllten Chauvinisten. Erst eigenes Leid läßt ihn den Weg zur Humanität zurückfinden, läßt ihn Bekenntnis ablegen zur Idee der Menschheit und dieses Bekenntnis unter dem Toben und Schreien der aufgehetzten Massen mit dem Tode besiegeln.

Fünfzehn Jahre später, 1929, entsteht das Gedicht «Der Dichter und seine Zeit»:

Den ewigen Bildern treu, standhaft im Schauen
Stehst du zu Tat und Opferdienst bereit.
Doch fehlt in einer ehrfurchtlosen Zeit
Dir Amt und Kanzel, Würde und Vertrauen.

Dir muß genügen, auf verlornen Posten
Der Welt zum Spott, nur deines Rufs bewußt,
Auf Glanz verzichtend und auf Tageslust,
Zu hüten jene Schätze, die nicht rosten.

Wieder wird im Streit der Meinungen die Fahne des Glaubens an das Ewige und Göttliche im Menschen aufgepflanzt. Wieder ertönt der Ruf des Dichters, zu Ehrfurcht und Würde im Menschlichen, mahnend. Etwas verhaltener zwar und schon mit dem Wissen um die Donquichotterie solchen Tuns belastet; doch wer einmal solchem Glauben verfallen ist, kann sich nicht lösen:

Der Spott der Märkte mag dich kaum gefährden,
Solang dir nur die heilige Stimme tönt;
Wenn sie in Zweifeln stirbt, stehst du verhöhnt
Vom eignen Herzen als ein Narr auf Erden.

Doch ist es besser, künftiger Vollendung
Leidvoll zu dienen, Opfer ohne Tat,
Als groß und König werden durch Verrat
Am Sinne deines Leids: an deiner Sendung.

Entspricht dieses Gedicht ganz der Stimmung jener Herbsttage, in denen das Lied von der ersehnten ersten Friedensnacht und dem Ruf an die Freunde geschrieben wurde, so klingt in dem kurz danach entstandenen «Abels Tod» die Klage und Anklage dieses Dichters, der sonst immer nur indirekt sich zu den Problemen des Tages äußert, doch sehr entschieden und direkt auf. Sieht Hesse doch schon sehr frühzeitig einen neuen Weltenbrand kommen:

Der Vogel flieht, aus seinem blutigen Schnabel
Schreit Todesklage über die ganze Welt.
Es hört ihn Kain, es hört ihn der tote Abel,
Es hören ihn Tausend unterm Himmelszelt.
Zehntausend aber und mehr, die hören ihn nicht,
Sie wollen nichts wissen von Abels Tod,
Nichts von Kain und seiner Herzensnot,
Nichts vom Blut, das aus so vielen Wunden bricht,
Nichts vom Krieg, der noch gestern gewesen
Und von dem sie jetzt in Romanen lesen.
Für sie alle, die Satten und Frohen,
Die Starken und die Rohen
Gibt es nicht Kain noch Abel, nicht Tod noch Leid,
Und den Krieg preisen sie als große Zeit.

Abermals zehn Jahre später, 1939, zieht «Der alte Mann» das Fazit fünfundzwanzigjährigen Bemühens:

Müßt ihr denn schon wieder kriegen?
Muß die Schale, die wir Alten
Hütend in den Händen halten,
Stürzen und ihr Wein versiegen?
Nun so ist der Sinn des Lebens
Wieder einmal Wahn geworden.
Gehet schießen, gehet morden!
Unser Mühen war vergebens.

Dann, nachdem Hesse lange schweigt oder nur passiv sich äußert, klingt es im Oktobergedicht 1944 noch einmal leidenschaftlich auf:

Daß wir einmal fröhlich waren
Und die Welt uns selig schien,
War ein Traum. In grauen Haaren
Stehn wir herbstlich und erfahren,
Leiden Krieg und hassen ihn.

Im November des gleichen Jahres tönt des Dichters Stimme hoffnungslos und todestraurig durch den Nebel der Zeit:

Die mir noch gestern glühten,
Sind heut dem Tod geweiht,
Blüten fallen um Blüten
Vom Baum der Traurigkeit.

Ich seh sie fallen, fallen
Wie Schnee auf meinen Pfad,
Die Schritte nicht mehr hallen,
Das lange Schweigen naht.

Der Himmel hat nicht Sterne,
Das Herz nicht Liebe mehr,
Es schweigt die graue Ferne,
Die Welt ward alt und leer.

Wer kann sein Herz behüten
In dieser bösen Zeit?
Es fallen Blüten um Blüten
Vom Baum der Traurigkeit.

Hier frißt die Zeit am Lebensmark des Dichters, dem die Unsinnigkeit und das Unglück dieses Krieges fast das Herz erfrieren lassen.

Aber es war nicht nur die beschwörende Stimme des Humanisten Hesse, die in den Jahren des ersten Weltkrieges ertönte. Nein, da er so wenig verstanden und so viel mißverstanden wird, tritt eine andere Seite seines Dichtertums, die bislang nur in wenigen Gedichten der frühesten Zeit sich zeigte, zum Vorschein: Ironie und Satire. Diese Form war allen großen Humanisten eigen, so dem Erasmus von Rotterdam und dem Schotten Swift. Hesse schreibt 1917 «Wenn der Krieg noch zwei Jahre dauert». Hier wird 1917 schon klar gezeigt, zu welchen Konsequenzen ein totaler Krieg führen muß. Es heißt da: «Lieber Herr Sinclair, gehen Sie durch eine einzige Straße, reden Sie mit einem einzigen Menschen, strengen Sie ihre Gedanken nur ein klein wenig an und fragen Sie sich: Was haben wir noch? Worin besteht unser Leben? Dann müssen Sie sich doch sofort sagen: Der Krieg ist das einzige, was wir noch haben! Vergnügen und persönlicher Erwerb, gesellschaftlicher Ehrgeiz, Habgier, Liebe, Geistesarbeit, alles existiert nicht mehr. Der Krieg ist es einzig und allein, dem wir es verdanken, daß noch so etwas wie Ordnung, Gesetz, Gedanke, Geist in der Welt vorhanden ist.» Der Aufsatz «Wenn der Krieg noch fünf Jahre dauert», führt das Thema, um einige Nuancen bereichert, weiter fort. Daß die Perspektiven dieser Aufsätze in vielen Fällen heute, im sechsten Jahr des zweiten Weltkrieges, fast erreicht, in einzelnen schon überschritten sind, zeigt die Hellsichtigkeit dieses Dichters. Sein großes Verdienst ist es, uns, die wir als begeisterte Jünglinge in den ersten Weltkrieg zogen, die Augen geöffnet zu haben für das Törichte unseres damaligen Tuns, die Sinne geschärft zu haben für die sich heute, fünfundzwanzig Jahre später, wiederholende Katastrophe. Diese Katastrophe unserer Zeit, in der wir selber mehr leidendes als handelndes Subjekt sind, hat uns vielleicht tödlich getroffen; wer physisch dieses Inferno übersteht, muß geistig von neuem beginnen, wenn er noch leben will. «Der Europäer», 1918 geschrieben, zeigt nur die negative Seite dieses Beginnens auf. Seine letzte Konsequenz ist: Untertauchen der weißen Rasse in der farbigen Welt der Schöpfung. Dieselben Assoziationen treten in den «Müßigen Gedanken» 1940 wieder in das Blickfeld Hessescher Weltbetrachtung. Wenn Hesse 1918 glaubte, mit der Ueberwindung des europäischen Materialismus die Unschuld des Paradieses und den Weg zum Goldenen Zeitalter wiedergefunden zu haben, so ist in den «Müßigen Gedanken» auch der andere, größere, farbige Teil der Erdenvölker von diesem Geist durchdrungen und verseucht und für den Untergang reif geworden:

Einmal wird dies alles nicht mehr sein,
Nicht mehr diese töricht genialen Kriege,
Diese teuflisch in den Feind gewehten
Gase, diese Betonwüstenein,
Diese Wälder, statt mit Dorn mit Drähten
Dicht bestachelt, diese Todeswiegen,
Drin so viele Tausend schaudernd liegen,
Die mit so viel Geist und Fleiß ersonnenen,
Die mit so viel feigem Witz gesponnenen
Todesnetze über Land, Luft, Meer.

Berge werden in die Bläue ragen,
Sterne werden durch die Nächte leuchten,
Zwillinge, Kassiopeia, Wagen,
Ewig in gelassener Wiederkehr,
Laub und Gras mit seinem morgenfeuchten
Silber wird dem Tag entgegengrünen,
Und im ewigen Wind wird Meerflut schlagen
An den Fels und an die bleichen Dünen.
Doch die Weltgeschichte ist vorüber;
Mit dem Schwall von Blut, von Krampf, von Lüge
Ist die prahlerische als ein trüber
Kehrichtstrom zerronnen, ihre Züge
Sind erloschen, ihre unermessen
Schlingende Gier gestillt, der Mensch vergessen.

Doch Gott, der Schöpfer dieses Zweibeiners «Mensch», der am sechsten Tage seiner Schöpfung von der Anstrengung seines Tuns und der Vielfalt seines Schaffens vielleicht schon ein wenig ermüdet war, wird weiter schaffen, spielen, experimentieren:

Und der Schöpfer, der dem Untergange
All des Scheußlichen und all des Schönen
Stille zugeschaut, betrachtet lange
Die befreite Erde. Heiter tönen
Um ihn der Gestirne Reigen, dunkel
Schwebt die kleine Kugel im Gefunkel.
Sinnend greift er etwas Lehm und knetet.
Wieder wird er einen Menschen machen,
Einen kleinen Sohn, der zu ihm betet,
Einen kleinen Sohn, von dessen Lachen,

Dessen Kinderei'n und Siebensachen
Er sich Lust verspricht. Sein Finger waltet
Froh im Lehm. Er freut sich. Er gestaltet.

Hesse hat von 1915 bis 1918 in Bern die Bücherei für deutsche Kriegsgefangene geleitet. Von hier aus wurden die zahlreichen Lager der Gefangenen in allen Ländern mit deutscher Dichtung und deutschem Gedankengut versorgt, denn: der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Wir damaligen Kriegsgefangenen werden ihm für dieses wahrhaft franziskanische Werk immer dankbar sein.

Aus dem gleichen Geist heraus entsteht im Dezember 1918 der Aufsatz «Der Weg zur Liebe». Es heißt da: «... ist nicht Menschlichkeit, Vernunft, guter Wille der bessere Weg?»

1919 greift Hesse mit dem «Brief an einen jungen Deutschen» zum erstenmal in die realen Probleme dieser Kriegs- und Nachkriegszeit ein. Er versucht, die Negation, die im «Europäer» trotz aller liebenswerten Verkleidung allzu kraß zum Vorschein kam, durch den Weg innerer Einkehr und stoischer Geduld positiv zu überwinden. Schon hier findet sich ein Hinweis auf Nietzsche, dessen Zarathustra bald darauf dem großen politischen Manifest dieses unpolitischen Dichters den Namen leiht. Schon hier wird die Frage gestellt nach der Schuld, nach dem rechten Glauben, nach dem Führer aus der Not, nach dem Sinn der Zeit. Schon hier lautet die Antwort: «Ihr glaubtet immer nur an den einen offiziellen, behördlich konzessionierten Gott, statt Gott und die Stimme Gottes in euch selbst zu suchen. Ihr glaubtet immer nur an die Schuld der anderen; ihr suchet immer nur den Splitter in eures Bruders Auge, statt eure eigene Begehrlichkeit und Hoffart zu sehen. Nun fragt ihr nach dem Sinn des Lebens und nach dem Sinn der Zeit, nun rufet ihr nach einem Führer, statt den Sinn des Lebens in euch selbst zu suchen, statt den Sinn der Zeit im Erleben und Erleiden dieser Zeit zu sehen, statt der Stimme in eurem eigenen Herzen zu folgen.» — Und es folgt «Zarathustras Wiederkehr».

Jenseits aller Tagesfragen stellt dieses Manifest an die damalige deutsche Jugend, die bewegenden und treibenden Kräfte, die wesentlichen Fragen des Lebens in den Vordergrund. Diese Stimme klingt wie aus einer großen Ferne, wie von den Sternen her. Und sie spricht vom Schicksal: «Nicht von dem Schicksal, das von außen kommt, sondern von dem, das im eigenen Innern wächst. Schicksal, das von außen kommt, ist fast immer die Häufung vieler glücklicher oder unglücklicher Zufälle; Schicksal aber, das im eigenen Innern wächst, ist Werden und Erfüllen der Persönlichkeit. Und so ist es auch mit dem Tun und Leiden. Tun ist nicht die Betriebsamkeit in Handel und Industrie; tun nenne ich die Tat, die euch befreit von alten Bindun-

gen und Vorstellungen und euch freimacht, neue Wege zu gehen, zum Beispiel den Weg des Leidens. Leiden aber ist ‚Ja' sagen zu dem, was euch auferlegt wird, ist Geduld üben und das Leben ertragen lernen; das aber lernt man nur in der Einsamkeit. Nicht in der Einsamkeit des Einsiedlers, sondern in der Einsamkeit des Herzens; denn: Vom Kind zum Manne ist nur ein Schritt, nur ein einziger Schnitt. Einsamwerden, Duselbstwerden, Loskommen von Vater und Mutter, so heißt der Schritt vom Kind zum Manne, und niemand tut ihn ganz. Doch wer einmal mitten im Gewühl der Menge, einmal im beifallrasenden Strom der Massen vollkommen unberührt, vollkommen teilnahmslos gestanden hat, wem dieses Empfinden einmal in voller Konsequenz zum Bewußtsein gekommen ist, der hat den Schritt in die Einsamkeit getan, der weiß um die tiefe Beziehungslosigkeit des Einzelnen. Dem werden alle diese großen Worte wie Sozialismus, Nationalismus, Rückschritt, Fortschritt zu belanglosen Angelegenheiten, die wohl den Alltag belasten, nie aber die seelische Substanz ernsthaft gefährden können.»

Und so ist dieses Manifest vom Ende des ersten Weltkrieges der einzige politische Traktat, an den wir Deutsche uns in den letzten Tagen dieses Krieges wieder erinnern sollten. Das, was damals gesagt wurde, trifft auf die heutige Situation noch viel stärker zu. Damals waren wir unendlich reicher als heute, damals waren wir mit Schuld unendlich weniger belastet wie jetzt, damals war das, was uns vom Schicksal auferlegt wurde, unendlich leichter zu tragen, als das, was uns heute erwartet. Damals gab es wohl den hoffärtigen Spruch vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen sollte; aber diesem Spruch fehlte doch die Arroganz des «Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.» Dieser Traum dürfte ausgeträumt sein, und es ist gut so. Weniger gut, ja recht böse und schmerzlich ist, daß der größte und wertvollste Teil all dessen, was unsere Vorfahren in jahrhundertelanger Mühe aufgebaut und geschaffen haben, in Schutt und Asche liegt. — Und so sitzt «der letzte Glasperlenspieler» und mit ihm viele seiner Schüler «über dem von Krieg und Pest verheerten Land» und denken «Die Nachtgedanken»:

Wir Menschen schlagen einer den andern tot,
Zucken gierig zwischen Geburt und Grab,
Beben in Furcht und lodern in Leidenschaft rot,
Kriechen vor Herrschern, die unsere Angst uns gab,
Hören auf Fabeln vom kommenden Glück,
Opfern ewig das Heut dem Morgen,
Leben ruhlos und ungeborgen,
Blicken mit Neid auf ferne Zeiten zurück.

Zwischen Künftig und Einst, zwei Paradiesen,
Ist uns die Hölle zum Wohnort gewiesen
Und wir bemühn uns, dem Höllenleben
Ein Scheinziel und einen Scheinsinn zu geben,
Glauben zu wissen, daß nie eine Zeit
So verzweifelt wie unsre, so grausam gewesen,
Fühlen den Tod so nah und das Glück so weit,
Sehnen uns grimmig nach Reinheit, nach Licht, nach
Genesen.

Und vor uns «heutige Deutschen», die wir Zeuge und Opfer zweier gigantischer Kriege waren, erhebt sich die bange Frage: Werden wir Lebenskraft genug behalten, neu zu beginnen? Werden unsere geistigen Kräfte genügen, das, was die Zukunft von uns fordert, zu erfüllen? Haben wir genügend seelische Substanz, dieses Chaos zu überdauern? Sinn hat ein Ueberdauern der Zeiten nur, wenn wir uns wandeln; denn:

Aber unter uns treulich hält stand die Erde,
Waltet mütterlich-stumm Natur,
Spricht in Same und Knospe ihr ewiges Werde.
Schreien wir ängstliche Kinder — sie lächelt nur.

Sieh, und über uns, lächelnd nicht minder,
Wartet die Gnade, die Zuflucht, wartet der Geist.
Voll Versprechung und Trost seiner irrenden Kinder,
Deren er viele zurück zur Mutter weist,
Während er andre hinauf ins Lichte nimmt.

Nachschrift der Redaktion: Dieser Aufsatz wurde in den letzten Monaten des Krieges von einem in Deutschland lebenden Deutschen geschrieben als Dank und Gruß zum 68. Geburtstage des Dichters.